

Um unsere Schuljugend

Bernhard de Rudder, Ordinarius für Kinderheilkunde an der Universität Frankfurt a. M., in wissenschaftlichen Kreisen unter anderem wohlbekannt durch seine grundlegenden Untersuchungen über die Meteorobiologie des Menschen, hat am 27. September 1955 auf der Eröffnungskundgebung des 58. Deutschen Ärztetages in Baden-Baden den Festvortrag mit dem Titel: „Die Gesundheit unserer Schuljugend“ gehalten.¹ Einige Zeitungen haben über *de Rudders* Ausführungen kurz berichtet. Im Hinblick auf das aktuelle Thema lohnt es sich indes, *de Rudder* ausgiebiger zu Wort kommen zu lassen, da die Dinge, die zur Sprache kamen, nicht allein Ärzte, sondern vielmehr auch Pädagogen und Soziologen angehen und künftig weit mehr Beachtung verdienen, als das im „Jahrhundert des Kindes“ bislang der Fall war. *De Rudder* geht aus von dem Prototyp des Schulkindes von heute und morgen, nämlich dem *Stadt-kind*, „... aus ihm werden mehr und

fuit, quam laeto vultu, ceu re egregie patratu subijt, non sine omnium fremitu, qui aegre cohiberi poterant, ne perfidum discernerent. Notius erat hominis flagitium, quam ut multis quaestionibus verum exprimeretur: mortis ergo in illum fertur sententia, ad quam ille tumultuari, fremere, et meliora monentes rejcere, dum demum R. P. Rectori, cujus operam proficuum jam ante in alio id genus negotio senserat, victas manus daret, tunc enimvero extremas vitae suae reliquias in subducendis expiandisque vitae superioris rationibus ita posuit, ut supremis suis optime consuluisse videri possit. Constituta supplicij die eductus decarcere jam in alium aëc versus civitatem totam, quae ad spectaculum confluxerat, in se vertit, adeo animi indolentis, et delicti sui horrore confusi luculenta indicia edidit; ut vero funestum pegma octodecim pedes altum, pro delicti loco, diversorio magno, erectum conscendit, disertissimaque oratione delicti primum sui veniam expedit, tum praesentes omnes obtestatus est, ut in feali hoc articulo preces gementarent; nemo fuit, qui lachrymas teneret. Porro pietas constantiaque tanta obijt ut vox omnium fuerit, periturum eum certe fuisse, illi ita perisset. E collato liberaliter aere sacrificia multo plurima facta.“

¹ Ärztliche Mitteilungen — Deutsches Ärzteblatt — H. 30 vom 21. 10. 1955.

mehr die handelnden Menschen der nächsten Generation heranwachsen; die Verstädterung des Bauernkindes schreitet rapide fort — es fährt heute schon statt des Ochsen- und Pferdewagens den Traktor, mit dem man es sogar Sonntagsausflüge machen sieht, es trägt städtische Konfektion, lernt im Film städtische Mentalität, wird zu Hause oder schon im Gemeinschaftshaus des Dorfes zunehmend mit durchaus städtischen Klängen und Bildern fernberie-

selt.“ Man sieht, *de Rudder* beobachtet genau und sagt mit Recht, in den innerhalb weniger Jahrzehnte sich manifestierenden grundsätzlichen Änderungen in der Lebensform dieses Stadtkindes liege der eigentliche Kern des Gesundheitsproblems unserer Schuljugend. Wie stehen doch im einzelnen die Dinge, die jeder, der noch sehen und hören kann, täglich erfährt? „... Das Stadtkind von heute findet an Stelle eines gewachsenen Lebensraumes ein Terrarium, einen Kulturschutzpark vor: sofern das Kind überhaupt noch ein wirkliches, wenn auch kleines ‚Zuhause‘ besitzt, darf es mit seinem Spiel den Vater, die Untermieter, die Wohnungsnachbarn nicht stören; das Spielen im Treppenhaus untersagt die Hausordnung, ein ungezwungenes Spielen auf der Straße verbietet die Polizei oder wenigstens die Gefährdung durch den Verkehr: ‚das Betreten der Grünflächen in den Anlagen ist verboten‘. Kinobesuche und Omnibusfahren“, so sagt *de Rudder*, „können über diese *Lebensraumbeschränkung* nur hinwegtäuschen, ein ungebundenes Streuen durch Wiese und Wald aber nicht ersetzen.“

Weit gefährlicher als diese Lebensraumbeschränkung freilich erscheint nach dem Urteil dieses erfahrenen Kinderarztes die fortschreitende *Auflösung der Familie*. Sie beginnt damit, „daß jedes Familienmitglied seinen eigenen Tagesrhythmus hat, daß der Mittagstisch nicht mehr die Familie vereint, sondern die Hauptmahlzeit zwischen 12 und 16 Uhr eingenommen wird“. Und — be-

herzigen wir das angelegentlich — diese Auflösung der Familie „erreicht ein hohes Maß nicht etwa erst mit der Scheidung der elterlichen Ehe, die stets einen schweren Einbruch in das kindliche Heimatgefühl darstellt“, sondern schon mit der vorwiegend außerhäuslichen Arbeit der Mutter, die damit ihre natürliche Mission aufgibt und das Kind entweder tagsüber sich selbst überlasse oder irgendwie in fremde Betreuung gebe. Wer, wie der Referent, einem sehr großen Krankenhaus mit verschiedenen verheirateten Schwestern vorsteht, kann bezeugen, daß die Familie solcherweise tatsächlich zur „Schlafgemeinschaft“, das Kind zum Waisenkind wird und die beruflich tätige Mutter sich gedanklich auf die Arbeitsaufgabe (in etwa) umstellen und damit von der Welt des Kindes, die sie mitprägt, entfernen muß. So wird, nach *de Rudder*, das Kind zwangsläufig in die Sorgensphäre des Erwachsenen hineingezogen. „Dort“, meint deshalb *de Rudder*, „wo nicht wirtschaftliche Notwendigkeit eine Mutter zur Arbeit zwingt, sondern vielleicht nur ein Wunsch nach sonntäglicher Motorisierung, könne ein hausärztlicher Ratgeber aufklärend manches erreichen.“ Wir sind für den Kreis unserer Klientel freilich nicht so optimistisch und meinen, daß weithin jenes Gespür für Tiefe und Tragweite dieser Probleme verschüttet sei und kaum mehr „fröhliche Urständ“ im Interesse des Kindes feiern könne.

Als dritten Wesenszug heutiger Lebensform von Kindern hebt *de Rudder* endlich die *Überbelastung mit Reizen* hervor, ein sehr komplexes Phänomen, das die mannigfachen sympathikotonen Reize des heutigen Stadtlebens umfasse. „Urbanisierungstraumen“ werden aufgezählt, wie das Leben nach der Uhr, die ungezählten Reize in Geschäftsauslagen, die Übersättigung mit Spielzeug, die Sensationen in Wort und Bild, angefangen vom Kino über die Illustrierten, die „Comic-Books“ und darüber hinaus die zahlreichen pharmakologischen Reizmittel aus elterlicher Hand!

Ausdrücklich genannt werden die „Fahrschüler“, die morgens um 7 Uhr oder noch früher das Haus verlassen und nachmittags gegen 15 Uhr heimkommen, müde, unlustig zur Nahrungsaufnahme, meist einem für die vegetativen Funktionen unseligen „Schichtwechsel“ überantwortet, dessen schädliche Wirkung schon *Duesberg* nachgewiesen hat. *Bennholdt-Thomsen* (zit. nach *de Rudder*) hat gelegentlich seiner Untersuchungen zum Akzelerationsproblem nachgewiesen, daß gerade die reizlabileren Menschentypen erhöht in die Stadt abwandern, so daß die eben genannten Reize gerade Kinder mit im Mittel erhöhter Reizansprechbarkeit treffen. Wie *de Rudder* schon immer betont hat, sind die sympathikotonen Reize tatsächlich ausschlaggebend für die viel diskutierte Steigerung des Wachstums und des Entwicklungstempos. Dem Arzt obliege es, für die akzelerierten Jugendlichen die Grenzen des Zuträglichen abzustecken. Ebenso wichtig aber ist es für die Pädagogen zu wissen, daß die von den Akzelerierten abstechenden Spätreifenden nur allzuleicht das Bedürfnis zeigen, „ihren Mann zu stellen“ — „bis zur Kriminalität, oft auch nur infolge Verführung, der sie begreiflicherweise leichter erliegen“.

Beherzigenswertes und Grundsätzliches wird von *de Rudder* abschließend über die Anforderungen der Schule, ihre baulichen und betrieblichen gesundheitlichen Anforderungen gesagt, „allerdings stranguliert durch die Knappheit des ‚Etats‘ und anderer Kassen“. „Es muß immerhin etwas Zweifel erwecken an der Ehrlichkeit des Schlagwortes vom ‚Jahrhundert des Kindes‘, wenn zehn Jahre nach Kriegsende erst ein Teil der zerstörten Schulen wieder aufgebaut ist“, so *de Rudder*. Aus meinem Arbeitsgebiet habe ich gleich ernste Zweifel über das „Dauerpathos“, mit dem man von den Geisteskranken als den „Ärmsten der Armen“ spricht. Die Hilfe kommt nämlich nicht vom Schlagwort, sondern von der Tat, zu der wir gerne unsere ärztlichen Kräfte leihen.

De Rudder schließt seinen Übersichts-aufsatz, den man so gerne in den Händen der Parlamentarier wüßte, mit dem ernstesten Hinweis, daß allein der Arzt zuständig für den von mehreren Seiten geforderten Gesundheitsunterricht sei.

Die Konturen, mit denen *de Rudder* das Schulkind von heute und morgen als das „Stadtkind“ umreißt, weisen zuletzt auf soziologische Probleme, die mit der nicht mehr zurückzunehmenden zivilisatorischen Entwicklung aufs engste verbunden, also tatsächlich irreversibel sind. „Kindsein“ von heute weist nach *de Rudder* auf „Verlust der Mitte“, ein ernstes Wort.

Vielleicht interessieren in diesem Zusammenhang mehr psychologische Erwägungen, die uns als stillen Zuschauer in einem unfern Münchens gelegenen Vorort mit ca. 10000 Einwohnern bewegen. Es sind Eindrücke eines Psychiaters — nicht mehr und nicht weniger als *Eindrücke*, die aber doch nachdenklich stimmen. Ein Vorort, noch umgeben von vielen Wiesen und tiefem Wald und dabei doch der Großstadt nahe, ist ein trefflicher „Ansitz“ zur Beobachtung der Schuljugend von heute. Wiese und Wald stehen hier zur Streife frei; dabei gibt es auch die Wahl hin zur Stadt. Was treibt nun die schulpflichtige Jugend eines solchen Vororts in der Freizeit? Wenn ich recht sehe, lassen sich ungezwungen einige Gruppen (es sind nur die wichtigsten) herausstellen. Die erste Gruppe — noch erfreulich — ist die Gruppe der aktiv Sportlichen, die sich bei Fuß- und Handball tummelt und Sport nicht mit Totschein verwechselt. Sie füllen mit Sport jeder Art ihre Freizeit. Diese Gruppe ist groß und bei richtiger Leitung wohl beeinflussbar. Diesen „Aktiven“ gegenüber steht eine zweite Gruppe „Passiver“, die der „Gelangweilten“. Wir nennen sie entsprechend ihrem Tummelplatz die „Kino- und Kioskophilen“. Ihr Interesse gilt fragwürdigen Filmen, Heften und Bildzeitungen. Man sammelt sich um die Kioske und steht herum. Mit dickem Pullover und modi-

schem Dreß verkörpern diese Reifenden das, was man hierzulande unter dem Wort „Stenz“ faßt. Dazu gesellt sich auch die entsprechende weibliche Bekanntschaft. Handelt es sich bei den genannten Gruppen um ältere Schuljahrgänge, so kennt die Gruppe der „Motorophilen“ keine Grenzen hinsichtlich der Schulklassen. Parkplätze sind das Tummelgebiet dieser Jugendlichen, die auf mehr als Hörweite den Zweivom Viertakter unterscheiden, über jede Automarke und den Hubraum Bescheid wissen. Wie ein Buchfink schlägt — sie sagen „singen“ —, wie er aussieht, wie sich Nußhäher und Buntspecht unterscheiden, beschwert die Freunde der Lärmmaschinen nicht. Dabei bringen wir aus *de Rudders* Aufsatz hier den erstaunlichen Hinweis, „daß erfahrene Zoologen uns versichern, die Primaten seien die einzigen Lebewesen, die Lärm um des Lärmes willen machen“. Begreiflich, daß deshalb das erste Lebensziel des „Motorophilen“ das Motorrad ist. Verschwunden jedenfalls ist das Glück der Erde, das auf dem Rücken der Pferde liegt, denn erstaunlicherweise hat die Jugend keine Freude mehr an einem schönen Pferd — Soziussitz oder Rennrad müssen die Bindung an das Lebendige ersetzen. Eine kleine Gruppe, eine sehr kleine freilich, unserer Jugend hat noch Freude an Wiese und Wald, wo die Schüler als echte Kinder — wie ehemals — schweifen. Aus ihnen rekrutiert sich die kleine Zahl der Sammler, der Freunde von Herbarien und Aquarien, der Heimat- und Erdverbundenen, die zu fördern oberstes Ziel jeder Schule ist.² Ob die

² Diese jungen Freunde sind auch für Heimatkunde und Brauchtum aufgeschlossen und wollen etwas von der Welt wissen. Wie schlimm es da und dort steht, wolle man einem eindrucksvollen Aufsatz im „Münchener Merkur“ Nr. 293 vom 8. Dezember 1955 entnehmen, wo es unter der Überschrift „Heinrich der Schwarze soll Gründer Münchens sein“ wörtlich heißt: „Völlig ahnungslos stehen viele der Geschichte ihrer engeren Heimat gegenüber.“ (Es handelte sich um Fragen bei Einstellungsprüfungen für den Beamtennachwuchs.) Weiter heißt es: Als Gründer Münchens gelten u. a. „Heinrich der

anderen Gruppen „umgeschult“ werden können, bezweifle ich, je mehr auch die Väter die Stille und Einsamkeit fliehen und die Mütter durch ihre Berufstätigkeit so wenig zur „Prägung“ ihres Kindes beitragen können.

Aufs Ganze gesehen glauben wir bei unseren wachsenden Eingeschulten in Freizeit und Spiel einen Mangel an *Phantasieüberschuß* — woher er bedingt sein mag, bleibe dahingestellt — feststellen zu müssen, jedenfalls ein merkwürdiges Phänomen des Motorzeitalters. Hier sei auch die Frage gestattet, wohin die geläufigen (saisonbedingten) Spiele denn entschwunden sind? Wir sehen kein reifentreibendes Mädchen, kaum eine Springschnur, keine Schussergemeinschaft. Vergessen sind Pickeln und Platteln, jedenfalls unter der mich interessierenden Jugend. Das Spiel in Laubhütten aus Birken — nach beendeter Fronleichnamsprozession in gemeinschaftlichem Eifer gebaut — alles das gibt es nicht mehr! Es ist langweiliger um uns und leider auch um die Kinder geworden. Soviel wir die Dinge überschauen, dreht sich alles um die *prägende* Kraft der *Mutter* und um die letzte Frage, inwieweit diese prägende Kraft über allen exogenen Einflüssen heute etwa gestört, gemindert, ja auf ein Minimum reduziert worden sei. „Prägen“ kann man nämlich nur, wenn der Prägstock all das an Feinheiten, wohl ziseliert, in sich trägt, was man dem zu „Prägenden“ überantworten will. Die Dinge liegen hier nicht sehr erfreulich. Hoffen wir indes, daß diese elementare und vitale Kraft trotz gefährlicher Ablenkungen und Einflüsse von außen — zwei Weltkriege nicht zu vergessen — sich erhole. Es sollte indes viel mehr getan werden, beruflich tätigen Müttern ehestens ein verlängertes Wochenende für sich und ihr

Schwarze, Furz zu Löwenstein, Heinrich der Teufel, Heinrich Löwenherz und Münchhausen (!). Der erste Weltkrieg wird in die Jahre 1930, 1919—1928, 1814—1818 und 1919—1923 verlegt ... Es überrascht kaum noch, daß nach Ansicht mancher das erste Auto im 13., 16. und 17. Jahrhundert fuhr ...“

Kind zu gewähren. Die Wirtschaft wird darüber nicht zugrunde gehen. Überall dort aber, wo nicht elementare wirtschaftliche Notwendigkeit die Berufarbeit einer Mutter mit heranwachsenden Kindern erfordert, sollte ein „hausärztlicher Ratgeber“ (der ja früher soviel galt) die Mutter dem Kinde zuführen. Solange das nicht geschieht und dafür wirtschaftliche Opfer von beiden Seiten gebracht werden, ja gar das Grundgesetz all dem entgegengehalten wird, kann man wenig Wandel erhoffen.

Anton von Braunmühl

Das Geheimnis des Marcelino

In den letzten Jahren ist eine Fülle von religiösen Stoffen verfilmt worden. Bei den meisten Filmen hatten die berufsmäßigen Kritiker und die Besucher manches auszusetzen: Sensation, Zwiespalt zwischen Absicht und Gestaltung, Entheiligung des Religiösen usw. Der jüngst gezeigte spanische Film „Das Geheimnis des Marcelino“, dem die Novelle Marcelino Pan y Vino von José Maria Sanchez-Silva¹ zugrunde liegt, dürfte in seiner Art eine der besten Darstellungen eines religiösen Gegenstandes sein. Vielleicht kann man an ihm einige Bedingungen deutlich machen, die erfüllt sein müssen, wenn ein wirklich künstlerisches Werk entstehen soll. Darüber hinaus vermag dieser Film etwas über das Wesen der Filmkunst überhaupt auszusagen.

Es handelt sich um eine Legende, die von einem Knaben erzählt, der gleich nach seiner Geburt vor der Pforte eines Franziskanerklosters niedergelegt und von den Mönchen aufgezogen wurde. Als Fünfjähriger entdeckt er in einem Abstellraum, vor dem man ihn gewarnt hatte — dort werde er von einem bösen Mann geholt —, ein Kruzifix, das er lebend glaubt. Da der Gekreuzigte ein so abgezehrtes Antlitz hat, hält er ihn für hungrig, bringt ihm Brot und fordert den Herrn auf zu essen. Dieser er-

¹ München 1955, Süddeutscher Verlag, DM 6,80.